Beilage zu Nr. 95 des Enzthälers.

Neuenbürg, Dienstag den 17. Juni 1890.

Miszellen.

Der Schwanenritter.

Roman von E. von Martinez.

(Nachdruck verboten.)

Erstes Kapitel.

„O, Du gesegnetes Kind! Welch ein unerhörtes Glück blüht Dir! Nachdem ich so viele Enttäuschungen mit Seraphine erlebt, so viele stolze Hoffnungen zu Grabe getragen, fasse ich es kaum. Gleich einen Heiratsantrag — und einen Millionär! Durch Dich also erfüllt sich mein heißer Wunsch, komm an mein Herz und laß Dich umarmen, Du Sonntagskind! Du Goldengel.“

Die also Gepriesene saß mit gleichgültiger Miene vor ihrer entzückten Mutter und ließ ihren Blick auf einem kostbaren Brillantenarmband, ein Geschenk ihres Verehrers, haften.

„Es ist doch merkwürdig,“ fing Frau Steinecker wieder an, „gleich beim ersten Schritt in die Welt hinaus fällt Dir das große Loos zu, während Deine ältere Schwester noch immer dasitzt und sich grämt, daß sie nicht unter die Haube kommen kann, und doch ist sie eine Schönheit, ja eine Schönheit ersten Ranges. Aber wenn man so wählerisch ist, gehen die Jahre vorüber, ohne daß man das Ziel erreicht hat. Sie ist schuld, daß meine Haare grau geworden sind, ach dieses ewige Hoffen, diese steten Enttäuschungen; — Du! O liebe Lilli, alles staunt und beneidet Dich, nur Du allein bleibst gelassen.“

Das junge Mädchen gähnte und stieß unwillig den Schemel, auf dem ihre Füße ruhten, von sich. Sie war das jüngste Kind des Major Steinecker und zu ihrer Ausbildung in ein Institut nach Belgien geschickt worden, aus dem sie nach dem ersten Jahr mit einem Heiratsantrag heimkehrte. Der Majorin größte Sorge war, ihre älteste Tochter Seraphine zu verheiraten; aber so viel Mühe sie sich auch gab, bisher war alles vergeblich gewesen. Seit einer Reihe von Jahren war Seraphine als eine gepriesene Schönheit bekannt, aber trotzdem wollte sich kein Freier finden. Und nun hatte so ganz unerwartet ein Millionär seine Hand ihrer jüngsten Tochter angeboten, was Frau Steinecker vor Freude förmlich berauschte. Sie fragte ihre Tochter nicht: Liebst Du den Mann? Wirst Du an seiner Seite Trübsal und Leiden in Geduld ertragen? Dies kam ihr gar nicht in den Sinn, denn für sie gab es kein größeres Glück als solch ein Reichtum, mit dem man jeden Wunsch, jede Laune befriedigen konnte. Die junge Braut nahm das Staunen der Mutter, den Neid der älteren Schwester, und die Mißgunst ihrer Freundinnen mit einer Gleichgültigkeit entgegen, als ob sich dies alles von selbst verstände. Sie hatte seit ihrer Kindheit den Verdruß und die nagende Sorge ihrer Schwester gesehen, die alles aufbot, um dem Schicksal einer alten Jungfer zu entgehen, und deshalb hatte sie sich fest vorgenommen, den ersten Freier, der sich ihr nahen würde, anzunehmen. Ihr Vater allerdings versuchte ernstlich ihr den wichtigen Schritt, den sie zu machen gesonnen war, zu erklären. Allein seine wohlgemeinten Worte verhallten in ihrem Ohr, in das Herz waren sie ihr nicht gedrungen, dazu war sie zu gleichgültig. Sie wisse, was sie wolle, antwortete sie ihm, als er sie fragte, ob sie denn glaube, daß sie mit dem Manne glücklich werden könne, der bedeutend älter als sie sei.

„So tadle mich wenigstens später nicht,“ sagte er betrübt und schüttelte den Kopf über so viel Phlegma in so jungen Jahren.

„Du wirst ihr doch nicht gar abraten,“ rief seine Frau.

„Ich habe meine Pflicht gethan und sie aufmerksam gemacht.“

„So, und wenn sie nun Deinen Mondscheinideen folgte, glaubst Du nicht, daß sie Dir, wenn sie verblüht ist und allein in der Welt dasteht, einen schweren Vorwurf macht?“

Der Major, der immer Furcht vor den Zornesausbrüchen seiner Gattin hatte, erwiderte: „Wer weiß, ob das Glück so groß ist, wie Du glaubst, ich habe das meinige gethan und wasche meine Hände in Unschuld.“

„Unsere Töchter haben kein Vermögen zu erwarten,“ fiel ihm seine Frau in die Rede, „die Mädchen müssen sich gut verheiraten, wenn sie nicht ein trauriges Alter bekommen sollen. Lieber möchte ich sie gleich tot vor mir sehen, als daß sie das Loos einer alten Jungfer trifft. Schon der Gedanke macht mich ganz toll.“

Der Major sah seine Frau unwillig an und sagte: „Den Gedanken in Deinem Kopf möchte ich kennen, der nicht toll wäre.“ Da er wußte, daß er mit diesen Worten einen Sturm bei ihr hervorrief, nahm er Säbel und Mütze und eilte in die Kaserne, wo er die meiste Zeit des Tages zubrachte.

Die Ehe des Majors war eine höchst unglückliche. Seine Frau war ihm weder dem Rang noch der Bildung nach ebenbürtig. Sie war ein armes, aber sehr schönes Mädchen, in das er sich rasend verliebte und welches er auch gegen den Willen seiner Eltern heiratete. Die ersten Jahre verflossen ihm ziemlich glücklich, allein später als die Kinder, ein Sohn und zwei Töchter, der Erziehung bedurften, machte sich der große Unterschied im Charakter der Eheleute immer mehr fühlbar. Er staunte und ärgerte sich über ihre thörichte Liebe zu den Kindern, worüber sie die Pflichten ihm gegenüber vergaß. Was er tadelte und als Fehler an seinen Kindern erkannte, gefiel ihr und entzückte sie. Dazu kam, daß die sonst sparsame, häusliche Frau anfing verschwenderisch zu werden; die Einnahmen reichten nicht mehr aus und das kleine Vermögen schwand rasch dahin. Mit dem Schwinden des Geldes nahmen die häuslichen Zwistigkeiten zu und die gegenseitige Liebe ab.

Als die Kinder dann erwachsen waren, war die Ehe so gut wie getrennt. Seine Tochter Seraphine besaß seine elegante schlanke Gestalt und seine edlen Gesichtszüge. Und als sie zur Schönheit der Stadt erklärt wurde, da kannte die Eitelkeit der Mutter keine Grenzen mehr. Was es kostbares an Kleidern gab, mußte Seraphine haben und die Gesellschaften und Bälle verschlangen große Summen. Vergeblich machte ihr der Major darüber Vorstellungen, sie prallten an ihrem Eigensinn ab.

So wurde Seraphine im Genuß von Zerstreuungen und Vergnügungen groß gezogen. Der Hauptzweck dieses Lebens, einen reichen Gatten zu finden, war nicht erreicht worden. Indessen wuchs die jüngste Tochter Lilli heran, und die Majorin dachte, ehe sie diese in die Welt einführte, erst Seraphine verheiraten zu müssen. Deshalb wurde Lilli in das teure Pensionat nach Belgien geschickt, von wo sie nach Jahresfrist mit dem Heiratsantrag eines Millionärs heimkehrte. Diese Heirat hatte aber noch einige Schwierigkeiten, die erst aus dem Weg geräumt werden mußten.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Berufswahl.

Bezüglich Berufswahl werden in einer preisgekrönten Abhandlung von Ernst Kliemchen, gepr. Hufbeschlagmeister in Dresden, für die Oberklassen der Volksschulen „Wanderstunden“ empfohlen, d. h. die Knaben sollen, von Lehrern und Handwerksmeistern begleitet, verschiedene Werkstätten besuchen, um durch eigene Anschauung und Erläuterungen von Seiten der Führer den Betrieb kennen zu lernen. Diese Wanderstunden dürften um so besser wirken, wenn sie gleichsam als eine Belohnung nur den fleißigeren und sorgsameren Schülern zu Teil würden. Aerztliche Untersuchung vor jeder Berufswahl sollte auch endlich allgemein werden! Das allein könnte schon viele Mißgriffe, viel Unzufriedenheit, Umsatteln etc. hintanhalen. Nicht ernst genug ist ferner zu warnen vor dem in den letzten Jahrzehnten immer mehr gang und gäbe werdenden „Zuhochhinauswollen“. Ehedem war es weit seltener, als jetzt, daß Handwerkersöhne aus dem Fach des Vaters oder überhaupt aus dem Handwerk heraus und „weiter hinauf“ drängten. Mehr noch als die Söhne sind daran die Väter schuld. Mein „Junge soll einmal was Besseres werden!“ Was Besseres! Ein schlechter Vogel, der sein eigenes Nest beschmutzt! Ihr Väter und Söhne bedenkt doch, daß jeder tüchtig betriebene Beruf seinem Mann Achtung und Brot erringt, somit daß in einem schlichteren Wirkungskreise ein heller Kopf und eine anstellige Hand weit eher etwas vor sich bringt, als weiter „oben“, wo der Wettbewerb guter Kräfte in unsern Tagen höher gesteigert ist, als je zuvor!

Bei der Wahl des Lehrmeisters wird immer noch so oft der handgreifliche Fehler gemacht, den Knaben in einen großen Betrieb zu bringen „Der Junge soll doch gleich sehen, wie viel Geld zu verdienen ist.“ Eitelkeit und Verblendung! Gesetzt sogar, was unter hundert Fällen nur einmal gelingen dürfte, der junge Bursche gewänne tieferen Einblick in die Hauptsachen des umfassenden Getriebes, in das technische und das kaufmännische, so wäre damit sein Glück noch nicht gemacht. Viel sicherer geht einer, der nicht in „großem Stil“ anfangen will, sondern sich bescheidet, bei einem kleinen Meister seine Lehrzeit anzutreten. Unter dessen Auge, wenn es der rechte Mann und der Lehrling kein Tölpel oder Faulpelz ist, erwirbt er rascher oder langsamer das nötige Handgeschick und worauf es sonst an-

LANDKREIS CALW Kreisarchiv Calw

kommt, kann leichter Kost und Wohnung beim Meister finden, ist weniger der Verführung ausgesetzt, als wenn er für sich ein Dachstübchen bezieht oder gar „Schlafbursche“ wird. Meister, welche drei oder mehr Lehrlinge halten, sind nicht zu empfehlen, ebensowenig solche, die mehr im Bierhause als in der Werkstatt zubringen, auch nicht solche, deren Wahlspruch „billig und schlecht“ ist.

Die Eltern sollen natürlich alles vermeiden, was das Vertrauen des Lehrlings zum Lehrherrn schwächen kann, nicht in die etwaigen Klagen des Söhnleins über die Lasten der Lehre einstimmen — viele Mütter pflegen dafür sehr begabt zu sein — und gemeinsam mit dem Lehrherrn dafür sorgen, daß schlechte Gesellschaft abseits bleibt und die Feierabende nicht übel verwendet werden.

Der Prinzipal, wie er sein soll, aber leider oft nicht ist, betrachtet und behandelt den jungen Menschen nicht als wohlfeilen Diener, sondern als Schüler, Mündel und Familienglied, macht ihm gleich anfangs von den Beschwerden der Berufserlernung kein Geheimnis, weiß aber auch die Vorteile und Annehmlichkeiten wohl zu beleuchten, führt gelegentlich ein belehrendes, aufmunterndes Gespräch mit ihm, giebt ihm ein nützliches Buch in die Hand, gewöhnt ihn an strenge Ordnung, Pünktlichkeit, Ausdauer. Im beiderseitigen Interesse handelt er, wenn er Arbeitslust und Schaffensfreudigkeit dadurch zu wecken strebt, daß er den Zögling zunächst nicht mit einförmigen, viel Geduld fordernden Verrichtungen befaßt, sondern andere aussucht, die rasch fertig werden, was sich ja im Kleingewerbe unschwer thun läßt. Zur Geduld wird er ihn am besten durch sein eigenes Beispiel anleiten: wenn er dem Anfänger ohne unwirsches Drängen Zeit läßt, sich in die neuen Aufgaben hineinzufinden.

Wie in Ostafrika — gekocht wird.

In einem Hefte der „Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde“ giebt (nach der „Magdeburger Ztg.“) Paul Reichard Afrikareisenden und Solchen, die es werden wollen eingehende praktische Ratschläge Wir entnehmen denselben einige ethnographisch interessante Einzelheiten über den Küchenzettel der Eingeborenen in Ostafrika. Gemüse und Fleisch findet man dort überall und von derartiger Verschiedenheit, daß man ganz von europäischen Nahrungsmitteln absehen kann. Für den Neuling jedoch ist das Vorhandensein von Gemüsen ein Buch mit sieben Siegeln, und Reichard selbst hat oft erst nach Jahren Kenntnis von einem viel gegessenen Gemüse bekommen, weil die Einwohner, selbst auf Befragen, keine Auskunft geben, in der Meinung, der Weiße kenne doch Alles und wolle sie nur auf die Probe stellen.

Die erste Stelle unter den Gemüsen nimmt das Sorghum ein, aus welchem die Neger ihre Hauptnahrung, das Ugalli, herstellen, einen dicken Mehlbrei mit kochendem Wasser, ohne jede Zuthat eingeführt. Dieses Ugalli hat einen ganz angenehmen Geschmack, ist außerordentlich nahrhaft und leicht zu verdauen. Dasselbe gilt von der eben so primitiven Suppe der Neger, dem Udschi, welches nichts anderes ist als ein sehr dünner Brei aus Sorghum-Mehl und Wasser. An weiteren Getreidearten kommen dazu Mais und Panikum. Bataten werden mannigfach gekocht und in Oel geröstet. Die Womjomweste bereiten daraus ein eigentümliches Gericht, Matoboloa genannt. Die Knollen werden durch langes Abkochen und Trocknen in der Sonne transparent und gewinnen, der an Gummibonbons erinnert. Die Blätter der überall eifrig kultivierten Kürbis- und Gurkenarten schmecken, als Gemüse zubereitet, wie ganz feiner Spinat. Auch die Blüten geben ein gutes Gemüse. Mehrere Arten von Pilzen werden gegessen, doch empfiehlt Reichard Vorsicht, weil die Neger die giftigen Pilze von den genießbaren nicht gut zu unterscheiden wissen. Das beste an Gemüsen ist entschieden ein Knollengewächs, in Unjamwesi Njambu genannt. Dasselbe bildet fingerdicke, lange Knollen welche mehrmals abgekocht werden müssen, um den leichten Terpentingeschmack zu entfernen. Sie schmecken dann genau wie unsere Kartoffeln und bilden für den europäischen Gaumen ein sehr begehrenswertes Gemüse. In Oel gebraten sind sie von Bratkartoffeln kaum zu unterscheiden. Palmenkohl, das Herz von Phönixpalmenschößlingen, gekocht, scheint den Magen anzuregen. Im Geschmack etwas bitterlich, erinnert das Gericht sehr an Spargel, von dem eine wilde, ein wenig bittere Art ebenfalls gegessen wird. Reis verstehen alle Neger trocken nach arabischer Manier sehr gut zuzubereiten. Die mannigfache Verwendung der wichtigen Erdnuß ist bekannt. Neben einigen dem Lande eigentümlichen Hülsenfrüchten werden Bohnen überl sehr eifrig angepflanzt und in verschiedener Zubereitung genossen. Besonders grün gekocht, wetteifern sie mit den unsriger am Wohlgeschmack.

Noch mannigfaltiger ist die Zubereitung der Banane; unter Anderem nach folgendem Rezept: reif in Scheiben geschnitten, an der Sonne getrocknet, gekocht, darauf mit Reis-, Sorghum- oder Maismehl zu gleichen Teilen in einen Holzmörser gestampft, die Mischung zu faustgroßen Klößen geformt, mit Bananenblättern umwickelt und gekocht, ein äußerst angenehm schmeckendes Gericht. Oder: aus Reis, Sorghum- oder Maismehl wird mit Wasser ein Teig geknetet und ein Pudding geformt. In die ausgesparte Höhlung werden reife Bananen gefüllt, dann das Ganze mit demselben Teige geschlossen, mit einem Baumwolltuche umschlagen, mehrere Stunden in Wasser gekocht, mit den drei Mehlsorten zu gleichen Teilen geknetet, kleine flache Brötchen geformt und in Oel gebacken. Diese schmecken ganz ausgezeichnet zum Frühstück.

(Sprichwörter für Vergnügungsreisende.) Eile mit Weile. — Unruhe und Aerger ist aller Reisen Anfang. — Einem frohen Gemüt lacht die Sonne auch bei Regenwetter. — Mit der Börse in der Hand, kommst Du durch das ganze Land. — Mann, mit zugeknöpfter Tasche, Dir thut Niemand was zu lieb. Kellner, Hausknecht und der rasche Dienstmann, alle rufen: „Gieb!“ — Der schlechteste Omnibus bei der Hand ist besser als ein davongefahrener Eisenbahnzug. — Lerne das Unvermeidliche mit Würde tragen, selbst wenn Dich die Schiegermutter auf der Reise begleitet. Wie man das Hotel wählt, so schläft man. — Das Billigste ist oft zu teuer. — Willst du sparen, so bleibe zu Haus. — Fliegt dir der Hut zum Coupéfenster, so verliere nicht den Kopf ebenfalls. — Frag um den Weg nicht viel, sonst kommst Du spät an's Ziel. — Willst Du haben gute Ruh, höre Alles, sieh Alles und schweige dazu. — Sei nicht zu stolz auf Gut und Geld: Du fährst wohl erster Klasse in die Welt; mit leerem Beutel und trübem Blick kehrst Du vielleicht in vierter zurück. — Reise-Bekanntschaften betrachtet mancher als angenehme Torheiten, für die er später bloß ein behagliches Lächeln hat. — Die Rückreise gleicht oft dem Katzenjammer nach einem frohen Kommerse.

(Den Preis einzelner Kanonenschüsse) hat man kürzlich in Frankreich berechnet. Ein 110pfündiges Geschütz der französischen Marine verbraucht 450 Kilogramm Pulver zu einem Gesamtpreis von 1900 Frcs., ferner 900 Kilogr. Projektile zu 2175 Frs. und für 85 Frcs. Seide, im Ganzen also 4100 Frcs. Das Geschütz ist aber nur imstande 95 Schüsse abzugeben, wonach es unbrauchbar wird. Der Wert desselben beträgt 412 000 Frcs., so daß durch jeden Schuß hievon etwa 4340 Frcs. verbraucht werden. Der Schuß stellt sich demnach auf ca. 8500 Frcs., welche Summe die Jahresrente eines Kapitals von 212 500 Frcs. repräsentiert. Bei Geschützen kleineren Kalibers stellt sich die Berechnung wie folgt: Ein Marinegeschütz von 67 Pfund kostet 250 000 Frcs. und liefert 127 Schüsse, so daß ein Schuß einschließlich des Pulvers und der Projektile 4600 Frcs. kostet. Ein 45pfündiges Geschütz zum Preise von 157 000 Frcs. liefert 150 Schüsse, von denen jeder einen Gesamtaufwand von 2450 Frcs. erfordert.

(Immer kleiner!) Ein Franzose behauptet, durch Forschungen herausgefunden zu haben, daß die Menschen früher bedeutend größer gewesen seien, als jetzt, und daß sie von Jahrhundert zu Jahrhundert kleiner würden. So soll das Durchschnittsmaß im Jahre 1610 betragen haben 1,75 m, 1790 nur 1,68 m, 1820 noch weniger: 1,66 m, gegenwärtig 1,62 m. Aus dieser seiner Entdeckung zieht der Mann lustige Schlüsse auf die ehemalige und künftige Größe des menschlichen Körpers; nach ihm muß der Mensch bei seiner Erschaffung 5,10 m (!) groß gewesen sein, zur Zeit Christi 2,75 m. Im Jahre 4000 nach Christo wird der Mensch nur noch 38 cm groß sein; das Ende der Welt tritt dann ein, wenn die Menschen so klein geworden sind, daß sie verschwinden müssen.

Ueber eine neue Passantenqual à la „Cri-Cri“, die die zivilisierte Welt — die Wilden sind glücklichere Menschen — heimsuchen wird, schreibt die „Frkf. Ztg.“: „Die neue wahrscheinlich „patentierte“ Erfindung besteht aus einem Gummiballe mit einem metallenen Mundstücke, ähnlich den Parfümzerstäubern. Der Attentäter trägt dasselbe in der Rocktasche verborgen, ein leichter Druck, und es giebt mit verblüffender Naturwahrheit den Laut „Pst!“ von sich, denselben, den man anwendet, um in unauffälliger Weise einen Bekannten auf der Straße anzuhalten. — Man geht harmlos seines Weges, plötzlich ertönt im Rücken das fatale „Pst, pst!“ Selbstverständlich wendet man sich um und erblickt irgend einen unbekannten Menschen, dem es augenscheinlich gar nicht eingefallen ist, „Pst!“ zu sagen. Man setzt seinen Weg fort, da ertönt das bösartige Geräusch von neuem, und selbstverständlich blickt man wieder zurück, um zu sehen, wer denn eigentlich da so beharrlich ruft. Und wenn sich das noch ein paar male wiederholt, kann es selbst einen vollständig nervenlosen Phlegmatiker zur Verzweiflung bringen. Wir raten daher unsern Lesern, selbst auf die Gefahr hin, ihren besten Freund zu verpassen, sich in den nächsten Tagen nicht umzuschauen, wenn das bekannte „Pst, pst!“ hinter ihnen ertönt.“

(Ein Statistiker) hat ausgerechnet, daß die zahlreichen Spinnereien, welche in Lancaster (England) existieren, eine so enorme Quantität Faden fabrizieren, daß man, wenn man die Fabrikate eines einzigen Tages aneinander legte, einen Faden bekommen würde, welcher 7000mal die Erdkugel umfassen würde. Wollte man einen Faden haben, welcher von der Erde bis zum nächsten Fixstern reichen soll, so müßten die Produkte einer 400jährigen ununterbrochenen Arbeit sämtlicher Spinnereien der genannten Grafschaft aneinander gelegt werden. Denn die Entfernung, zum nächsten Fixstern beträgt 39 750 000 000 000, in Worten 39 Billionen 750 Milliarden Kilometer.

Für die Redaktion verantwortlich: Chrn. Meeh; Druck und Verlag von Jak. Meeh in Neuenbürg.

LANDKREIS CALW Kreisarchiv Calw